

Bund

1932 KBA 2202

# Bund

## Morgen-Ausgabe

78. Jahrgang

Publicitas,  
Schweizerische Annoncen-Expedition  
Actien-Gesellschaft

Annoncenbureau in Bern:  
Faltenthausplatz 2

Telephon: Postwerk 18.11  
Postcheckkonto 111/327

Jede Verbindlichkeit für die Aufnahme von Inseraten an  
bestimmten Stellen oder Tagen wird abgelehnt

demokratischen Volkstik

latt und Berner Zeitung

425

Abonnementspreise für alle übrigen Staaten des Weltpostvereins: halbjährlich Fr. 32.—, vierteljährlich Fr. 16.—, monatlich Fr. 7.— bei täglicher direkter Zusendung unter Kreuzband. Ueberset halbjährlich Fr. 27.—, vierteljährlich Fr. 15.—, wöchentlich zweimalige Sendung. Man abonniert direkt bei der Expedition des „Bund“ Einbindung des Betrages durch Postanweisung oder Bankcheck. — Inserationspreis die einseitige Grundzeile oder deren Raum: für die Schweiz 50 Rappen; für das Ausland 75 Rappen. Bekanntheitspreis Fr. 250, Ausland Fr. 250. Annoncenregie: Publicitas Schweizerische Annoncen-Expedition A.-G., in Bern und deren Filialen im In- und Ausland.

### Das Automobil in Rußland

I. N. S. Moskau, Ende September. Die Sowjetregierung hat die feste Absicht, eine eigene russische Automobilindustrie zu schaffen, um der immer mehr steigenden Nachfrage nach Automobilen entgegenzukommen. Die erste Automobilfabrik Rußlands soll in der Nähe Moskaus erbaut werden, mit einer Anfangsproduktion von etwa 10,000 Automobilen pro Jahr. Bis zur vollkommenen Einstellung dieser jüngsten Industrie der Sowjetunion auf den Bedarf befürwortet der Chef des Russischen Statistischen Bureaus, Nikolai Ossinsky, eine Konzession an einen amerikanischen Automobilkonzern zu gewähren. Diese Konzession soll für die Errichtung einer industriellen Anlage Geltung haben, in der die aus Amerika herübergeschafften Teile zusammengesetzt werden, ähnlich den bereits in vielen andern europäischen eingerichteten Fabriken dieser Art. Nach Ansicht Ossinskys stellen 10,000 Wagen jährlich nur einen Teil des tatsächlichen Bedarfs an Kraftwagen für Sowjetunion dar.

### Letzte Nachrichten

Siehe Seite 3

In ganz Sowjetrußland befinden sich insgesamt nur etwa 18,000 Automobile und Lastwagen, von denen jedoch nur 12,000 soweit imstande sind, daß man sie gebrauchen kann. Noch bis vor kurzer Zeit wurde das Automobil in der Sowjetunion als „bürgerlicher Luxus“ betrachtet. Das Kriegsministerium hat heute jedoch die Wichtigkeit des Kraftwagens für eine schnelle Truppen- und Materialbeförderung für Kriegsfälle erkannt und fördert den Gedanken einer eigenen Automobilindustrie nach Kräften.

Ossinsky schrieb kürzlich in der „Pravda“ über

### „Um eine Professur“

Antwort an Herrn Redakteur Schürch

In einem Augenblick, da die Theologen rote Köpfe bekommen und auf den Tisch schlagen, daß die Biergläser aufspringen, da haushohe Resolutionen in der Luft herumflattern wie Papierdrachen im Frühjahr, da freut man sich über ein ruhiges Wort zur Sache, wie dasjenige in Nr. 413 des „Bund“ und tritt gerne auf diese Art der Verhandlung ein.

Man fragt sich verwundert: was ist es denn eigentlich um diesen Karl Barth, was die sonst so ruhigen Gemüter im Kanton Bern in solche Wallung zu versetzen vermag? Was sehen seine Freunde, was seine Gegner an ihm, daß sie in ein so leidenschaftliches Für und Wider um seine Theologie geraten? Wenn der vielbeschäftigte politische Redakteur in diesem Streit das Wort ergriff, so wäre es unbillig, von ihm zu erwarten, daß er zum Zweck seines Leitartikels all die zum Teil sehr umfangreichen und schweren theologischen Werke Barths sollte gelesen haben. Seine Aufgabe ist es vor allem, das Material, das der Wind des Augenblicks auf seinen Schreibtisch weht, ordnend zu beurteilen und das ist denn auch im erwähnten Artikel mit Umsicht geschehen. Es sei aber dem von allem Anfang an der Sache Beteiligten gestattet, an Hand der geltend gemachten Bedenken auf einige Grundmotive der in Frage stehenden Theologie hinzuweisen. Wenn der ehemalige Staatsanwalt und gegenwärtige Chefredakteur eines großen politischen Blattes diese Theologie ausschließlich nach ihrer Stellung zum Staate befragt, so kann ihm das niemand übelnehmen. Auffällender ist schon, daß die theologischen Gegner der Berufung Barths sich fast ausschließlich an dieser Stelle seiner Theologie aufhalten; denn Barth hat sich eigentlich nur an wenigen Stellen über die Stellung des Christen zum Staate geäußert, und zwar zu einer Zeit, wo die schauerlichen Ausbrüche von Krieg und Revolution auch den Theologen geradezu zwängen, sich von seiner theologischen Voraussetzung her über die Grundlagen staatlichen Wesens zu besinnen und zu äußern. Seither hat Barth sich kaum anders als indirekt zum Staate geäußert, so, wenn er 1926 („Zwischen den Zeiten“, Heft 5, Seiten 363—382) in einer höchst umsichtigen Arbeit das Verhältnis von Kirche und Kultur zu bestimmen sucht und zwar so, daß auch der Begriff der Kultur eine theologische Bestimmung erfährt und der Vorwurf grundsätzlicher Kulturverachtung und eines hochnägigen Desinteresses an den Dingen der Kultur gründlich verkommen müßte, wenn man sich die Mühe nähme, die Gedanken Barths über diese Dinge wirklich kennen zu lernen. Er nennt es dort sinnlos, ja gottlos, wollte man „aus allzutiefer Erkenntnis der menschlichen Sündhaftigkeit die Hände sinken lassen, und das Wollen und Wirken der andern dem Teufel überlassen“ (Seite 381). „Das Reich Gottes wird sie (die Kirche) in keiner menschlichen Kulturarbeit anbrechen sehen, sie wird sich aber offen halten für die vielleicht in vieler Kulturarbeit sich meldenden Anzeichen, daß es nahe herbeigekommen ist“ (Seite 373 f.). Hier wird zugleich auch sichtbar, von welchem wesentlichen Interesse diese Theologie geleitet ist, nämlich vom unverwandten Blick auf jenes Reich, das jenseits von aller Kultur für uns den „Trost und die Warnung der Ewigkeit“ bedeutet (Seite 384) und ohne das auch alle Kultur notwendig in Sinnlosigkeit versinken müßte. Es stünde nun zu erwarten, daß die ganze Aufmerksamkeit wenigstens unserer Theologen auf diesen grundlegenden rein theologischen Ausgangspunkt gerichtet wäre. Aber für unsre Staats-theologen scheint eine

Ehren durch die Straßen geleitet und überall willkommen geheißen wird. Nun macht der Zug vor dem Haus des ersten Kranken halt, damit

Theologie erst dann vor sich gehen zu dürfen, nachdem sie sich ausdrücklich nicht etwa nur auf den Boden des staatlichen Prinzips überhaupt, sondern sogar auf den Boden „unseres heutigen Staates“ gestellt hat (siehe „Bund“ Nr. 414), und zwar, wie noch besonders bemerkt wird, „vorbehaltlos!“ Das heißt nun allerdings die Staatsfrömmigkeit so weit treiben, wie es eben nur ein Pfarrer der bernischen Staatskirche, und zwar eines vom „freien Christentum fertig bringt, und wie es auch dem strengsten Staatsanwalt zu fordern nicht in den Sinn käme. Davon kann nun selbst im Blick auf unsere schweizerische Demokratie ganz und gar nicht die Rede sein, wenn man gewillt ist, das Wort des Gottes, der allein der Herr ist, auch nur im geringsten ernst zu nehmen. Von diesem Wort her wird nichts anderes übrig bleiben, als daß wir das „Ja“ und das „Nein“ über den sündigen Menschen selbst, wie über alle menschlichen Dinge, Staat und Kultur mit unbegriffen, mit gleichem Ernst hören. Ob die aus einer solchen Haltung notwendiger erwachende Bußfertigkeit nicht eben das wäre, was auch unser politisches Handeln entgiften und zu einem wirklich fruchtbaren Handeln machen könnte? Ob es nicht wünschenswert wäre, daß Gott selbst für den Politiker aufhören würde, bestenfalls ein harmloses „gleichsam“ und „als ob“ zu sein, ein bloßes Sinnbild für die eigenen, ob auch noch so gut gemeinten Bemühungen? Wenn gefragt wird: „Darf über die Beziehungen des Christen zum Staat anderswo als innerhalb der Theologie die Rede sein?“, so ist die Antwort mit dem Gesagten schon gegeben. Wie wollten wir anders, als mit einem freudigen „Ja“ antworten? Nur daß dann wirklich von den Beziehungen des Christen zum Staat die Rede ist, daß man dann wirklich weiß, was Christ sein heißt! Ich las einmal in der Zeitung: „Christ sein heißt ganz einfach ein anständiger Mensch sein.“ Das ist wahrlich ein recht dürftiger Begriff des Christen. Christ sein bedeutet den Glauben an Christus, wie das Neue Testament ihn uns zeigt, an den, der um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt wurde und nicht etwa an das Christusbild, von dem moderne Theologie uns fabelt, dieses glatte Idealbild des „anständigen Menschen“.

Von da aus fällt nun allerdings auf unsre menschlichen Dinge und auch auf den Staat ein höchst eigentümliches Licht. Es würde sich dann vielleicht zeigen, daß die Neigung zum Christ sein in diesem Sinne, d. h. aber die Neigung, Gott allein die Ehre zu geben, dem Menschen von Natur nicht im Blut ist, wohl aber die Neigung, sich selber zu vergöttern. Die ergangene Warnung vor Selbstvergötterung besteht also durchaus zu Recht und hat guten biblischen Grund. Sie geht wahrhaftig immer wieder uns alle an. Es bleibt dann weiter nicht verwunderlich, wenn auch der Staat in der Tat das wird, was die Menschen selber sind, wenn auch ihm grundsätzlich die Neigung zur Selbstvergötterung im Blute liegt. Gewiß ist jeder schweizerische Referendums- und Initiativbürger davon durchdrungen, daß unser Staatswesen Menschenwerk ist. Aber wie schnell ist doch, besonders in kritischen Zeiten, der Uebergang dazu gefunden, daß dieses Menschenwerk als solches alsbald zum Gotteswerk erhoben wird! Ist der Mensch, ist der menschliche Staat wirklich nur ein so harmloses Wesen, wie es nach dem Leitartikel im „Bund“ den Anschein haben könnte? Haben die Tatsachen der Kriegs- und Revolutionszeit nicht laut genug geredet, um uns aus diesen holden Träumen zu wecken? Sind da nicht die massiven Bilder der Apokalypse, die wir uns gerne mit dem Hinweis auf den römischen Cäsarismus vom Leib halten möchten, plötzlich in recht bedrohliche Nähe unsrer eigenen geschichtlichen Wirklichkeit geraten, so daß die Frage lebendig werden mußte, ob am Ende der Bibel mit ihren gewaltigen Antithesen nicht doch die richtigere Deutung unsres menschlichen Daseins böte, als die von einem stolzen Kulturbewußtsein inspirierten theologischen Konstruktionen, die einen so glatten Uebergang vom heiligen Gott zum sündigen Menschen gefunden haben? Wie hat doch der Staat in der Kriegszeit mit unbedingtem Anspruch einfach über alles verfügt und hat den braven Bürger zu Dingen gezwungen, die er sich nie hätte träumen lassen. Ist das nicht das große Merkzeichen unsrer Gottferne, daß unser eigenes Tun uns auf allen Gebieten, zumal auf dem staatlichen, wirtschaftlichen und technischen, immer wieder über den Kopf wächst und wenn wir uns dann gar willig dem Strom überlassen und dazu fortschreiten, auch das übelste Geschehen noch göttlich zu rechtfertigen und religiös zu verklären, dann ist eben der Götzfertigkeit fertig. Ist es dann nicht an der Zeit, daß wir Gott wieder dort zu suchen anfangen, wo er sich

uns wirklich offenbart, nämlich in seinem Wort? Das wird uns dann ebenso sicher bewahren vor titanischem revolutionärem Ansturm wider das Bestehende, von dem wir ja selber ein Teil sind, als auch vor jenem hochnäsigen Desinteressement an staatlicher und kultureller Wirklichkeit, das der genannte Leitartikel in Unkenntnis der theologischen Voraussetzungen aus den Sätzen Karl Barths glaubt herauslesen zu sollen, sondern in distanzierter Sachlichkeit und höchster Verantwortlichkeit wird dann der Christ auch die dem Bürger sich stellende Aufgabe anfassend, gerade weil die ganze Aufmerksamkeit seines Glaubens auf „Trost und Warnung der Ewigkeit“ gerichtet ist.

Der Streit um die Berufung Karl Barths mag als ein Zeichen der Zeit gelten, daß die Theologie aus dem Stadium herausgetreten ist, wo sie in abgeforderter Gelehrtenarbeit, fern von allem Lärm der Welt immer neue christliche Weltanschauungsbilder produziert und in der harmonischen Verbindung von Christentum und moderner Weltanschauung ihr wesentliches Thema erkennt. Die Erschütterung des Glaubens an die seligmachende Kultur birgt in sich die Aufforderung, die Stimme des Gottes neu zu hören, der in der Bibel zu uns redet. Den Versuch zu einem solchen neuen Hören glauben wir auch in den Bemühungen eines Karl Barth zu erkennen. Ihn dünkt es eine „unmögliche Möglichkeit“, Gottes Wort so zu hören und zu sagen, daß nun wirklich Gott selbst und nicht wiederum nur der Mensch dabei vernommen wird. Und doch muß dieser Versuch im Glauben immer wieder gewagt werden. Wenn das Hochmut dann tun wir besser, Kanzeln und Kirchen abzubauen. Wagen wir es aber, erscheint die „unmögliche Möglichkeit“ um der Verheißung willen dem Glauben dennoch möglich, dann darf sich der biedere Referendumsbürger, der wir selbstredend alle sind, nicht wundern, wenn etwas mehr Salz in die Suppe kommt, als ihm vielleicht lieb und seinem Geschmack angemessen ist. Und daß von solchem Salz wahrscheinlich auch durch das Wirken Barths einige Körnlein ausgeschüttet sind, dafür ist vielleicht auch um seinen Namen bei uns entstandene Beunruhigung ein kleines verheißungsvolles Zeichen, wie gut wir auch wissen, das Erregungen von Kirche und Volk nicht an sich schon Beweise des Geistes und der Kraft sind und jedenfalls immer auch allerhand trübe Dinge an die Oberfläche bringen. Daher ist der Wunsch bei uns sehr stark, man möchte von der Aufregung so gut als von der Begeisterung möglichst bald zur Sache übergehen.

A. Schädelin.

Anmerkung der Redaktion. Diese Erwiderung möge die vielen andern „Bund“-Leser trösten, deren Einsendungen für Professor Barth nicht abgedruckt werden konnten. Wir werden uns morgen gestatten, zu einzelnen, nichttheologischen Punkten, Bemerkungen anzubringen.